

# Die Mitgift

Autor(en): **Burgert, Helmuth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **3 (1927)**

Heft 44

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758052>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DIE MITGIFT

Von Helmuth Burgert

(Nachdruck verboten)

Herr Boyer, der berühmte Pariser Advokat, seit zehn Jahren willkommenster Spezialist in Scheidungsprozessen, öffnete die Türe seines Sprechzimmers. Ein neuer Klient trat ein.

Es war ein beliebter Herr von sanguinischem Aussehen. Er verbeugte sich.

«Nehmen Sie bitte Platz,» sagte der Advokat. Der Klient setzte sich räuspernd:

«Ich komme wegen einer Scheidungssache, Herr Rechtsanwalt, und wollte Sie bitten, meinen Fall zu übernehmen.»

«Könnten Sie ihn vielleicht näher . . .»

«Ich bin pensionierter Notar und . . .»

«Schon!»

«Ja, schon. Ich bin siebenunddreißig . . .»

«Ja, und?»

«Herr Rechtsanwalt, ich habe mich unglücklich verheiratet, wirklich so unglücklich . . .»

«Sie sind nicht der einzige.»

«Ich glaube schon und die anderen tun mir auch leid. Aber mein Fall ist ganz was besonderes, und was ich gegen meine Frau habe, wirklich, es ist ganz was besonderes . . . Aber ich will es Ihnen der Reihe nach erzählen. Ich habe mich nämlich auf ganz merkwürdige Art verheiratet. Glauben Sie eigentlich an so was wie fixe Ideen?»

«Wie meinen Sie das?»

«Glauben Sie, daß es Einbildungen gibt, die für den Geist ebenso gefährlich sind wie Gift für den Körper?»

«Ja, warum nicht?»

«Ganz sicher, sag ich Ihnen! Es gibt Gedanken, die einen direkt verzehren, oder wie soll ich mich ausdrücken, die einen verrückt machen, die einen umbringen, wenn man sie nicht loswerden kann. Das ist eine Art Reblausseuche der Seelen. Und wenn man nicht aufpaßt, wenn man nicht gleich merkt, wie so eine Idee sich eindringt, einen beherrscht, ja tyrannisiert, wie sie sich Stunde um Stunde, Tag um Tag immer mehr ausbreitet, wie sie einem immer wieder einfällt und alle persönlichen Gedanken verjagt, die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, alle unsere Urteile fälscht und verkehrt — ich sage Ihnen, wenn man da nicht Obacht gibt, dann ist man verloren.»

«Verzeihen Sie, mein Herr, aber wollen Sie vielleicht zur Sache kommen. Im Sprechzimmer warten noch mehr Herrschaften . . .»

«Ja, Herr Rechtsanwalt; sehen Sie, das ist mir eben passiert. Wie gesagt, ich war Notar in Reims. In miesen Verhältnissen. Nicht gerade zu arm, aber ärmlich. Ich mußte nur immer sparen, alle, aber auch alle Bedürfnisse einschränken, und das ist in meinem Alter nicht so einfach. Als Notar las ich sorgfältig die Annoncen, Offerten und Gesuche, auch die vermischten Anzeigen usw. usw. Dabei ist es mir nun ein paarmal gelungen, einigen Klienten von mir vorteilhafte Heiraten zu vermitteln. Eines Tages stieß ich auf folgendes Inserat: «Hübsches Fräulein, schlanke Brünnette, wünscht seriösen Herrn kennen zu lernen zwecks Heirat. Mitgift 800 000 Franken. Vermittlungen unerwünscht.»

Gerade an diesem Tag war ich mit zwei Freunden zu Tisch, einem jungen Rechtspraktikanten und einem Spinnerbesitzer. Ich weiß nicht mehr, wie wir aufs Heiraten zu sprechen kamen, ich erzählte jedenfalls mit großem Vergnügen die Sache mit der Brünnette und ihren Achtmalhunderttausend.

«Was sind das eigentlich für Frauenzimmer,» brummte der Fabrikant. Aber der andere hatte schon öfter erlebt, wie unter solchen Voraussetzungen ausgezeichnete Ehen zustande gekommen waren, und er erzählte Näheres.

Dann wandte er sich zu mir und meinte:

«Teufel auch, das wäre was für dich, Mensch! Da wirst du die verdammten Sorgen gleich los, bei achtmalhunderttausend!»

Wir lachten alle drei, dann sprachen wir von anderen Dingen.

Eine Stunde später ging ich nach Hause.

Kalt. Die Nacht war kalt. Ich wohnte übrigens in einem alten Hause; Sie kennen diese Bruchbuden in der Provinz, die wie Mistbeete für Pilze aussehen. Als ich die Hand auf das eiserne Treppengeländer legte, rann mir ein eisiger Schauer durch den Arm, und als ich mit der anderen Hand tastend die Wand berührte, fröstelte es mich noch stärker. Ich war so müde, so abgespannt, und ich wurde ganz traurig. Und mit einem Male mußte ich an die acht-hunderttausend Franken denken. «Verflucht, wenn du die hättest!»

Mein Zimmer war düster. Eine richtige Jungesellenbude, wie man sie in Reims hat. Eine Wirtschafterin besorgte alles, auch die Küche. Die Stube hatte nur ein großes Bett, Kommode,

Waschtisch, doch kein Kamin. Kleider auf den Stühlen, Papiere am Boden. Ich summte etwas nach einem Schläger aus dem Café-Konzert:

«Achtmal, achtmal hunderttausend,  
Achtmal hunderttausend Franken!  
Wie will ich dem Himmel danken,  
Und ein fesches Weib dazu!  
O, dann hätt' ich meine Ruh.  
Achtmal, achtmal hunderttausend . . .»

Wirklich, an die Frau hatte ich bisher noch gar nicht gedacht. Aber jetzt, als ich zu Bette ging, fiel sie mir plötzlich ein. Ja, so sehr lag sie mir im Sinn, daß ich noch lange brauchte, bis ich endlich einschlafen konnte.

Früh am nächsten Morgen, bevor es hell

an das Fräulein mit den achtmalhunderttausend denken. Zuletzt phantasierte ich mir eine ganze Geschichte von ihr zurecht.

Gewiß, natürlich war es nicht, daß ein Mädchen aus guter Familie mit beträchtlicher Mitgift sich einen Mann durch die Zeitung suchte. Aber es konnte doch sein, daß dieses Mädchen irgendwie unglücklich war und doch anständig. Zunächst war mir das Vermögen von acht-hunderttausend Franken gar nicht so märchenhaft vorgekommen. Unsereiner, der alle Angebote dieser Art liest, ist daran gewöhnt, daß da fünf-, sechs-, achthunderttausend, ja eine Million und selbst anderthalb und zwei Millionen genannt werden. Die Zahl von zwei Millionen ist sogar

von ungefähr dreißig Jahren mit verlegenerer Miene.

«Bitte nehmen Sie Platz, gnädiges Fräulein.»

Sie setzte sich und sagte leise:

«Ich bin es, mein Herr.»

«Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, gnädiges Fräulein.»

«Sie haben an mich geschrieben.»

«Wegen der Heirat?»

«Jawohl, mein Herr.»

«Ach so. Ja, hm . . .»

«Ich bin selbst gekommen, weil man die Sache doch besser persönlich bespricht.»

«Ganz Ihrer Meinung, gnädiges Fräulein. Also Sie wünschen sich zu verheiraten?»

«Ja, mein Herr.»

«Haben Sie Familie?»

Sie zögerte, schlug die Augen nieder und stammelte:

«Nein, mein Herr . . . meine Mutter . . . und mein Vater . . . sind tot.»

Ich mußte zittern. Also hatte ich recht geraten. Und ich empfand plötzlich eine lebhaft Sympathie für dies arme Geschöpf. Nach ihrer Familie fragte ich nicht weiter, um sie zu schonen.

«Ist Ihr Vermögen in bar?»

Diesmal antwortete sie ohne Zaudern: «O ja, gewiß, mein Herr.»

Ich betrachtete sie sehr aufmerksam. Wirklich, sie mißfiel mir nicht, obwohl sie schon ein wenig reif war, reifer als ich dachte. Es war eine schöne Person, eine kräftige Person, eine pompöse Frau. Und mir kam der Gedanke, ihr eine hübsche, kleine, gefühlvolle Komödie zu spielen, mich in sie zu verlieben, meinen fingierten Klienten zu versetzen, wenn ich nur erst sicher wäre, daß die Mitgift nicht illusorisch sei. Ich sprach ihr von diesem Klienten, den ich ziemlich ungünstig abmalte, ich stellte ihn als einen traurigen, sehr biedereren, ein wenig kranken Menschen hin. Sie versetzte gleich lebhaft:

«O mein Herr, ich liebe die gesunden Leute!»

«Sie werden ihn ja sehen, doch nicht vor drei oder vier Tagen. Denn er ist gestern nach England gereist.»

«Ach, das ist aber dumm,» sagte sie.

«Gott, haben Sie es denn so eilig, wieder nach Hause zu fahren? Ja, oder nein?»

«Nein, gar nicht.»

«Nun, dann bleiben Sie doch hier. Ich werde mich bemühen, Ihnen die Zeit zu vertreiben.»

«Sie sind zu liebenswürdig, mein Herr.»

«Sind Sie im Hotel abgestiegen?»

Sie nannte das erste Hotel von Reims.

«Also, gnädiges Fräulein, gestatten Sie Ihrem künftigen . . . Notar, Sie heute Abend zu Tisch zu laden?»

Sie schien zu zögern, wurde unruhig, dann entschied sie sich:

«Ja, mein Herr.»

«Ich komme dann um sieben zu Ihnen. Ist es recht?»

«Ja, mein Herr.»

Und ich begleitete sie bis an die Haustür.

Um sieben war ich bei ihr. Sie hatte meinetwegen neu Toilette gemacht und empfing mich mit recht koketten Manieren.

Ich führte sie in ein Restaurant, wo ich bekannt war und bestellte ein fabelhaftes Menu.

Eine Stunde später waren wir schon sehr gut Freund und sie erzählte mir ihre Geschichte. Ihre Mutter, eine Dame von Welt, war von einem Edelmann verführt worden. Sie selbst hatte man dann zur Erziehung aufs Land getan. Jetzt war sie reich, sie hatte große Summen von Vater und Mutter geerbt. Aber deren Namen würde sie niemals nennen, nein niemals. Es wäre unnötig, sie darum zu bitten, unnötig sie darum anzuflehen, sie würde sie doch nicht nennen. Ich legte auch wenig Wert darauf und fragte sie nach ihrem Vermögen. Davon sprach sie sofort und als praktische Frau, sehr selbstsicher, sehr sicher in allem, was Zahlen, Titel, Einkünfte, Zinsen, Anlagen betraf. Ihre Kompetenz in dieser Materie flößte mir gleich großes Vertrauen ein, und ich wurde galant, doch mit Reserve. Immerhin zeigte ich ihr klar, daß ich Geschmack an ihr fände.

Sie wurde geschraubt, nicht ohne Grazie. Ich bot ihr Champagner an, auch ich trank welchen; meine Gedanken verirren sich. Ich fühlte deutlich, ich würde unternehmend werden, und bekam Angst, Angst vor mir, vor ihr; sie könnte auch ein wenig bewegt werden und würde sich gehen lassen. Um mich zu beruhigen, fing ich noch einmal von ihrer Mitgift an. Man müsse sie auch ganz sicher anlegen, denn mein Klient sei ein Geschäftsmann.



Allerheiligen — Allerseelen

wurde, wachte ich auf. Ich sollte ja um acht in Rouvricourt sein wegen einer wichtigen Sache. Dazu mußte ich um sechs schon aufstehen. Brrrr! Und draußen die Eiseskälte!

«Achtmal, achtmal hunderttausend . . .» Ich sang es fluchend.

Um zehn war ich wieder zurück. Bei der Arbeit. Im Bureau roch es nach Kohlen, von der Heizung. Dazu der muffige Geruch alter Papiere, wissen Sie, vorgeschrittene Prozessakten — nichts stinkt ja so wie dies Zeug. Und dann die Ausdünstungen dieser schlechtgewaschenen Buchhalter, von Stiefeln, Kleidern und Haaren, ach und die ganze Atmosphäre auf achtzehn Grad überhitzt. Ich sage Ihnen . . . Nachher als ich zu Mittag, wie immer ein Stück Schmorfleisch und etwas Käse. Dann wieder an die Arbeit.

Damals dachte ich die ganze Zeit über sehr ernsthaft an das Fräulein mit den acht-hunderttausend. Wer das wohl sein mochte? Und warum sollte man nicht hinschreiben? Warum sich nicht Gewißheit verschaffen?

Schließlich und endlich, Herr Rechtsanwalt, vierzehn Tage war ich von diesem Gedanken verfolgt, besessen, gemartert. Der ganze Stumpf-sinn des Alltags, die kleinen Misere, die man so hat, an die man sonst nicht denkt, sie kaum bemerkt, fühlte ich nun wie Nadelstiche, und bei der geringsten Widerwärtigkeit mußte ich sofort

allgemein. Sie gefällt. Ich weiß wohl, daß man kaum an die Realität solcher Versprechen glaubt. Und doch läßt man so phantastische Zahlen zu, sie kommen einem bis zu einem Grade wahrscheinlich vor, man wird gläubig und eine Summe von achthunderttausend Franken hält man schließlich für sehr mäßig, sehr moralisch.

Ein junges Mädchen, das einen reichen Parvenu zum Vater und eine Kammerfrau zur Mutter hat, das plötzlich von seinem Vater beerbt wird, hatte dabei vielleicht gleich auch von dem Makel seiner Geburt erfahren, und um ihn nicht irgendeinem beliebigen Mann und Liebhaber zu verraten, appellierte sie an die Unbekannten und das eben auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Weg, der für Sie außerdem selbst das Geständnis mit inbegriff, daß irgend etwas nicht stimmte.

Meine Konstruktion war töricht genug. Trotzdem hielt ich daran fest. Wir Notare sollten eben niemals Romane lesen. Aber ich . . . habe welche gelesen, Herr Rechtsanwalt.

Also ich schrieb hin, als Notar, im Namen eines Klienten, und wartete gespannt.

Fünf Tage später, nachmittags um drei, ich war gerade im Bureau, meldete der Bureauvorsteher:

«Fräulein Matineau.»

«Lassen Sie die Dame hereinkommen.»

Da erschien eine brünnette, etwas starke Frau

«Ach, ich weiß schon Bescheid,» erwiderte sie heiter. «Ich habe alle Belege mitgebracht.»  
 Was, hierher nach Reims?  
 «Ja, nach Reims.»  
 «Sie haben sie im Hotel?»  
 «Ja.»  
 «Können Sie sie mir zeigen?»  
 Aber natürlich!  
 «Heute abend noch?»  
 «Aber natürlich.»

Das bestärkte mich in jeder Hinsicht, ich kam mir wie ein Geretteter vor. Ich bezahlte die Rechnung und wir kehrten in ihr Zimmer zurück. Sie hatte in der Tat alles mitgebracht. Ich konnte nicht länger zweifeln, ich hielt sie in der Hand, ich berührte alles, ich las. Mir wurde so warm ums Herz. Ja, in mir erwachte ein heftiges Begehren, sie schlankweg zu küssen. Selbstverständlich ein keusches Begehren, das Begehren eines Mannes, dem alles zur Zufriedenheit von statten geht. Und — bei Gott, ich küßte sie. Einmal, zweimal, zehnmal, so daß... ja der Champagner tat das seine — ich erlag... oder vielmehr... nein sie...

Ach, Herr Rechtsanwalt, ich habe hernach ein Gesicht gemacht! Und sie erst! Sie weinte wie eine Fontäne, sie flehte mich an, ich solle sie nicht verraten, sie nicht verderben. Ich versprach alles, was sie wollte, und dann ging ich fort, in einer fürchterlichen Stimmung.

Was tun? Ich hatte meine Klientin mißbraucht. Das hätte nichts bedeutet, wenn ich einen Klienten für sie gehabt hätte, aber ich hatte doch keinen. Ich selbst war ja der Klient, der naive, der betrogene Klient, von sich selbst betrogen. Das war eine Geschichte! Ich konnte sie fahren lassen, allerdings! Aber die schöne Mitgift! Die schöne Mitgift! Sie war ja greifbar, todsicher! Und dann, hatte ich das Recht, sie gehen zu lassen, das arme Mädchen, nachdem ich sie überascht hatte? Wieviel Aufregungen würde das später noch geben!

Wie wenig Sicherheit hatte man auch mit einer Frau, wenn so was passiert! Ich verbrauchte

eine grauenhafte Nacht. Ganz und gar entschlußlos und von Gewissensbissen gefoltert, von Ängsten verwüstet, von tausend Skrupeln geschüttelt.

Aber morgens wurde ich wieder klar im Kopf. Ich kleidete mich mit ausgesuchter Eleganz und war Schlag Elf in ihrem Hotel.

Als sie mich sah, wurde sie über und über rot.

Ich sagte bloß: Gnädiges Fräulein, es gibt nur eines, mein Unrecht wieder gut zu machen: Ich bitte um Ihre Hand.

«Ich... gebe sie Ihnen!» stammelte sie. Ich habe sie dann geheiratet.

Sechs Monate lang ging alles gut. Ich hatte meinen Beruf aufgegeben, ich lebte als Rentner, und wirklich, ich hatte meiner Frau keinen, aber auch wirklich nicht einen Vorwurf zu machen. Doch allmählich bemerkte ich, daß sie von Zeit zu Zeit auf ihren Ausgängen länger ausblieb. Und das geschah immer an einem bestimmten Tag. In einer Woche am Dienstag, in der anderen am Donnerstag. Ich hielt mich für betrogen. Ich mußte ihr einmal nachgehen.

Es war ein Dienstag. Ungefähr um eins ging sie fort, die rue de la Republique hinunter und weiter bis in den Westen der Stadt, ja, bis zu dem



Wasserschöpfer in Oberägypten

Wald, der dort beginnt. Von hier ab schien sie unruhig, drehte sich öfter um und spähte nach jedem Passanten. Da ich als Kohlenträger kostümiert war, konnte

Links: Wasserträger am Nil



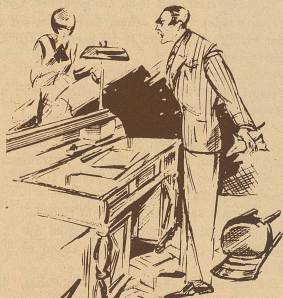
te sie mich nicht erkennen. Schließlich betrat sie den Lokalbahnhof, der dort liegt; ich zweifelte nicht länger. Ihr Liebhaber würde mit dem Zug um ein Uhr fünf- undvierzig eintreffen. / Ich versteckte mich hinter einem Lastwagen und wartete. / Ein Pfiff... ein Strom von Reisenden... Sie eilt nach vorn, drängt sich zwischen die Menge, hebt ein kleines Mädchen von drei Jahren empor und küßt es leidenschaftlich, eine Bäuerin steht daneben. Dann dreht sie sich um, ein anderes Kind steht vor ihr, das noch kleiner ist, Junge oder Mädchen, eine andere Frau vom Lande dabei. Sie nimmt es in die Arme und herzt es genau so. Schließlich geht sie mit den zwei Kleinen und den beiden Wärterinnen auf die lange düstere und einsame Promenade von Cours-la-Rein zu. Vollständig verwirrt mache ich mich auf den Heimweg. Ich wußte nicht aus noch ein. Ich begriff etwas und begriff wieder nicht, ich traute mich nicht, das Rätsel zu lösen. / Als sie zum Abendbrot zurückkam, stürzte ich heulend auf sie los: «Was sind das für Kinder?»

«Welche Kinder?»  
 «Auf die du vorhin am Zug gewartet hast!»  
 Sie schrie auf und wurde ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, beichtete sie mir in einer wahren Sintflut von Tränen. Sie hätte vier solche. Jawohl, Herr Rechtsanwalt, zwei für den Dienstag, zwei Mädchen, und zwei Jungen für Donnerstag. Wie schändlich!

Das war nämlich der Ursprung ihres Vermögens! Die vier Väter! Die hat ihre Mitgift schön zusammengeläppert, was?

Aber jetzt, Herr Rechtsanwalt, was raten Sie mir, was ich tun soll?

Der Advokat versetzte sehr gravitätisch: «Ihre Kinder anerkennen, mein Herr»



Aufgeregt...

und reizbar! Aber Ruhe und Beherrschung heisst Ueberlegenheit in allen Lebenslagen. Ihre Nerven sind nicht in Ordnung. Eine Folge Ihrer rastlosen Arbeit und Ihrer Sorgen. Tun Sie nicht ein übriges! Meiden Sie den Nervenreger Coffein und trinken Sie fortan Kaffee Hag. Er ist coffeinfrei, ein echter Kaffee von hervorragendem Geschmack und Aroma und gereicht Ihnen also bestimmt zum Wohl.



KAFFEE HAG  
 SCHONT IHR

Die echte  
 Bergmann's  
 Siliennmilch-  
 Seife  
 MARKE: BERGMANN  
 ist unübertrefflich für eine  
 Gesundheit und Schönheit  
 fördernde Hautpflege  
 BERGMANN & Co., ZÜRICH



BALLY  
 Der rassige Sportschuh mit dem ausgeprägt neuzeitlichen Charakter.

Schimmernd  
 weiße Zähne  
 Verschaffen Sie sich Pepsodent, es vollbringt Wunder, indem es die bedeckende Schicht von den Zähnen entfernt.  
 Das Gebiß ist selten von nichts geholfen. Führende Zahnärzte empfehlen zu diesem Zweck eine moderne Zahnpaste namens Pepsodent aufs wärmste, da sie den Belag entfernt. Schnelle und überraschende Erfolge werden damit erzielt: der bedeckende Belag verschwindet, die Zähne werden weiss und glitzern wie Edelsteine. Zahnfleis- und Zahnfleischbeschwerden werden damit auf wissenschaftliche Art bekämpft. Besorgen Sie Grunde hat bloßes Bürsten sich sogleich Pepsodent.  
 GESUNDE  
 Pepsodent  
 GESCHWETZT Die moderne Zahnpaste  
 Erhältlich in zwei Größen: Original-Tube und Donnet-Tube.  
 1924

Jelmoli  
 Erfrischungsraum  
 Der beliebte Treffpunkt der Damen